



Shilpa Raj

Die Tochter des Elefantenvertreibers

AUTOBIOGRAFIE



*Erlebe Shilpa
im Netflix-
Film
Töchter des
Schicksals*

Über dieses Buch

Wäre es nach dem Willen des Vaters gegangen, hätte man Shilpa Raj nach ihrer Geburt auf der Müllkippe verscharrt. Der Vater braut illegal Alkohol im Dschungel, wie es schon der Großvater getan hat. Jahre später bekommt er die Chance, im Dienst der Forstverwaltung die Dschungel-Elefanten von den Zuckerrohrfeldern zu vertreiben.

Aber der Vater ist es auch, der Shilpas Schicksal wendet: Gegen den Widerstand seiner Frau besteht er darauf, das begabte kleine Mädchen ein erstklassiges Internat für arme Kinder besuchen zu lassen. Die Heimschule Shanti Bhavan ist das Werk von Abraham George, eines in den USA wohlhabend gewordenen indischen Menschenfreunds.

Für Shilpa beginnt ein unbekanntes Leben: regelmäßiges, gutes Essen, Kleidung und Schuhe, feste Gebäude, Unterricht auf Englisch, Bildung und liberale Werte. Wenn sie sich anstrengt, steht ihr die Welt offen.

Doch in den Ferien ist Shilpa erneut dem Dorfleben ausgesetzt, mit all seiner Entbehrung, Gewalt und Perspektivlosigkeit.

Eine existenzielle Krise der Schule droht alles zunichte zu machen. Muss Shilpa sich endlich dem Diktat der Familie unterwerfen? Holt das Schicksal sie ein?

2011 beendet Shilpa dann doch die höhere Schule - mit Auszeichnung. Nun wirft ein familiärer Schicksalsschlag Shilpa zu Boden. Hat die junge Frau die Kraft, noch einmal aufzustehen und ihren Weg fortzusetzen? Gegen und mit ihrer Familie?

Stimmen zum Buch

„Shilpa Rajs erstes Buch überrascht. Mit 20 Jahren schreibt sie ihre Lebensgeschichte mit außergewöhnlicher Anmut und Weisheit ... Eine wortgewandte und sehr persönliche Beschreibung der Entwicklung einer jungen Frau durch Bildung.“ - **Kirkus Reviews**

„Shilpa Raj ist eine neue, kraftvolle Stimme für die Menschenwürde und Chancengleichheit ... Ein wichtiges und sehr anrührendes Buch; eine bewegende und sehr persönliche Erzählung.“ - **Sir Ken Robinson**, Autor von *The Element: How Finding Your Passion Changes Everything*

„Ein eindringliches Porträt von Armut ... ein faszinierender und unverzichtbarer Lesestoff ... Shilpas Geschichte steht stellvertretend für Millionen von Familien und berührt unmittelbar durch ihre sehr persönliche Erzählung.“ - **Vanessa Roth**, Regisseurin und Gewinnerin eines *Academy Awards*

„Shilpa ist die Stimme der Zukunft für die Armen und sozial Benachteiligten ... Ein Juwel unter den Nachwuchsschriftsteller*innen. Sehr lesenswert.“ - **Sri Viswanath**, Autor von *The Secret of Bhagavad Gita*

„*Die Tochter des Elefantenvertreibers* wird sich als Meilenstein der indischen Literatur erweisen ... Shilpas Erscheinen auf der Literaturbühne wird sicherlich, durch ihre brillante Erzählkunst aus erster Hand, eine neue Bewegung unter den sozial Engagierten auslösen“ - **Literary News**

„Shilpas erbarmungslose, eindringliche Ehrlichkeit, mit der sie ihr Leben schildert, wird Perspektiven verändern und jeden Leser/jede Leserin beeindruckt. Das Buch gibt Anlass zur Hoffnung für die Unterprivilegierten und sensibilisiert die

Privilegierten.“ - **Madhu Trehan**, Chefredakteurin,
Newslaundry

„Ihre persönliche Schilderung ist in hohem Maße
ansprechend für viele Menschen und findet unmittelbare
emotionale Resonanz. Shilpas Buch wird sich als Meilenstein
erweisen.“ - **Alok Mishra**, Dichter und Autor

Shilpa Raj

Die Tochter des Elefantenvertreibers

AUTOBIOGRAFIE

Aus dem Englischen von
Dorothea Scheiderer

George Foundation

Impressum

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Elephant Chaser's Daughter* bei Worldview Books.

Copyright © 2017 by Shilpa Raj and George Foundation Inc.,
141 Hawkins Place, Boonton, New Jersey, USA.

Copyright © 2022 der deutschen Ausgabe by George
Foundation Inc., 141 Hawkins Place, Boonton, New Jersey,
USA.

Übertragung ins Deutsche: Dorothea Scheiderer
Umschlaggestaltung: Ruprecht Veigel, unter Verwendung
von 2 Fotos der George Foundation Inc., New Jersey, USA.

Alle Rechte vorbehalten. Diese Publikation darf ohne die
schriftliche Erlaubnis der George Foundation Inc. weder ganz
noch teilweise bearbeitet, reproduziert, in einem
Datenabfragesystem gespeichert oder in irgendeiner Form
elektronisch, mechanisch, durch Fotokopie, Aufnahme oder
auf andere Weise übermittelt werden, außer zum Zwecke
der Prüfung.

Druck/E-Book: epubli – ein Service der Neopubli GmbH,
Berlin

Hinweis

Die Tochter des Elefantenvertreibers ist eine wahre Erzählung des Lebens von Shilpa Raj. Alle Ereignisse sind nach Shilpas Erinnerung tatsächlich so geschehen. Die Personen im Buch gibt bzw. gab es wirklich; zu ihrem Schutz wurden jedoch die Namen geändert.

Dieses Buch ist
Kavya und Papa
gewidmet

Inhalt

1. Ein unerwarteter Abschied
 2. Der blaue Jeep
 3. Eine dauerhafte Trennung
 4. Vaterfiguren
 5. Neue Erkenntnisse über meine Mutter
 6. Schwere Zeiten
 7. Ablehnung
 8. Ein Waldspaziergang
 9. Die Elefantenjagd
 10. Das Thema Heirat
 11. Der Preis des Verrats
 12. Unerwartete Nachrichten
 13. Eine Familienangelegenheit
 14. Reformation
 15. Rollentausch mit den Eltern
 16. Gefahr im Verzug
 17. Die Abschlussfeier
 18. Ein Ende
- Nachwort
- Glossar

1. Ein unerwarteter Abschied

Er weinte sonst nie. Doch dort saß er nun, der Elefantenvertreiber, ganz alleine, kauern im Schatten des Pipalbaumes. Ich rief ihm zu, doch er rührte sich nicht.

Ein Chor von klagenden Müttern war zu hören und Nachbarn standen mit ernster Miene bei meiner Familie. Sie trauerten um den Verlust eines jungen Mädchens. Der Priester räusperte sich und begann aus der Bibel vorzulesen. Die Dorf-Hebamme bat Gott, die Seele der Verstorbenen zu segnen. Meine Mutter, die ich Amma nenne, bat inständig um Vergebung.

Ich zündete ein Räucherstäbchen an und als ich aufblickte, sah ich wie Erde mit einer Schippe aufgenommen wurde und hörte wie sie auf den grob gezimmerten Sarg donnerte. Das Geräusch erinnerte mich an eine Totentrommel.

Noch heute wache ich an dem Geräusch auf, wie die Erde von der Schippe gleitet und unten auf der Holzkiste aufschlägt. Ich ringe nach Luft und bin bereit alles zu tun, um das Geräusch dieses Aufpralls zu ersticken.

Ich sah wie der Sarg langsam im Boden versank und aus meinem Blickfeld verschwand. Ich erinnerte mich an unser letztes Telefongespräch: „*Akka*, ich möchte nach Hause kommen. Schickt mich wieder zur Schule. Lasst uns neu anfangen“, flehte sie mich an.

Diesen verzweifelten Anruf möchte ich am liebsten vergessen.

Ich bin Shilpa, was auf Sanskrit Skulptur bedeutet. Amma hat mir erzählt, dass sie mich nach einer beliebten Schauspielerin, die sie aus Hindi-Filmen kannte, genannt hat. Es war über drei Jahre her, dass meine jüngere

Schwester Kavya mich Akka genannt hatte. Akka bedeutet „ältere Schwester“ in unserer Muttersprache Kannada. Sie hörte auf mich so zu nennen an dem Tag, an dem mir unsere Mutter mit ihren mageren Ersparnissen aus ihrer Arbeit als Haushaltshilfe eine Goldkette zum Geburtstag gekauft hat. Kavya war wütend. Sie betrachtete das als eine weitere Ungerechtigkeit auf einer immer länger werdenden Liste. Ganz oben auf dieser Liste stand, dass ich ein Internat besuchen durfte, in dem ich Bildung erfuhr, die mein Leben veränderte, während sie eine heruntergekommene Dorfschule besuchen musste. Ältere Geschwister genießen in unserer Kultur besondere Achtung. Wenn sie mich also mit meinem Vornamen ansprach, war das ein deutliches Zeichen von Respektlosigkeit. Sie hätte mir genauso gut vor die Füße spucken können.

Am Telefon war sie diesmal jedoch so kleinlaut, ich hätte merken müssen, dass etwas nicht stimmte. Ich hatte neun Monate nichts mehr von ihr gehört. Ich war sauer. Ich wollte nicht auf sie eingehen und sagte lediglich, bei mir sei alles gut. Ohne Umschweife fragte ich sie: „Was willst du?“

Dass sie mich *Akka* nannte, schien mir zunächst ein fauler Trick zu sein. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass mich Kavya reinlegte. Ihr Freund Prashanth, ein Bandenführer vom Nachbardorf, hatte einmal angerufen, um uns mitzuteilen, dass sie vermisst würde. Ich war in Panik und hatte mich bereiterklärt, alles zu tun, um bei der Suche nach ihr zu helfen. Später stellte sich heraus, dass sie direkt neben ihm gesessen hatte, als er anrief. Mein Vater, den ich Appa nenne, hatte mich gewarnt, mich nicht nochmal von ihr hinters Licht führen zu lassen. In seiner Stimme hatte ich eher Traurigkeit als Wut gespürt.

„Bitte, Akka, lass uns alles, was geschehen ist, vergessen“, flehte sie mich an. „Bitte, mir tut es so leid!“ Statt ihrer sonst so forschenden Art, spürte ich Angst in ihren Worten.

Ich blieb hart; es gab so viele alte Wunden. Schon immer hatte sie sich gegen alles und jeden aufgelehnt. Dabei hatte Großmutter sie immer verteidigt. Selbst als sie Geld von Tante Maria gestohlen hatte, hatte sie ihr Verhalten schöngeredet: „Sie ist doch nur ein Kind!“

Appa hatte sie ein paar Mal geschlagen. Vor neun Monaten hatte es eine besonders hitzige Diskussion mit meinem Vater gegeben. Es ging wie immer um ihren Freund. Appa und ich hielten nicht viel von ihm, während Amma zu meiner Schwester stand. Kavya war von den üppigen Geschenken, die Prashanth ihr machte und den aufregenden Dingen, die sie gemeinsam unternahmen, wie Kinobesuche in der nahegelegenen Stadt, geblendet. All dies war bei einem unverheirateten Mädchen ein Skandal. Von den Nachbarn wurden wir ausgelacht. Schließlich beschloss Appa, dass seine wild gewordene Tochter genügend Schande über die Familie gebracht hatte und drohte damit, Kavya und ihren Freund anzuzünden, wenn sie weiterhin zusammenblieben. Kavya wusste wohl, dass dies eine leere Drohung war. Dennoch nutzte sie die Gelegenheit, um Amma dazu zu bringen, mit ihr an einen unbekannten Ort zu fliehen, wo keiner von uns sie finden würde. Sie und Amma verschwanden von der Bildfläche, bis zu diesem ominösen Anruf.

„Akka, kannst du Appa bitten, dass er mich zurück in die Schule lässt?“ flehte sie mich an. Meine Schwester hatte sich oft über die Schule beklagt und sie häufig aus fadenscheinigen Gründen geschwänzt. Und jetzt bat sie mich um Hilfe, damit sie wieder zur Schule durfte?

Diesmal würde ich nicht auf sie hereinfallen. „Ich glaube nicht, dass du dich geändert hast, Kavya. Ruf mich nicht mehr an.“ Ich knallte den Hörer auf.

Drei Tage später feierte ich mit meiner Klasse zusammen eine Überraschungsparty zum Geburtstag von Ms. Jayanthashree, einer langjährigen Leiterin von Shanti Bhavan, der Schule, in der ich lebte und lernte. Sie und Ms. Denny, eine altgediente Verwaltungsangestellte, waren die zwei Menschen, zu denen ich im Laufe meiner Jahre in der Schule die engste Beziehung aufgebaut hatte.

Während wir beim Essen zusammensaßen und gerade noch herumalberten, bat mich Ms. Denny, ihr auf die Terrasse zu folgen. Ich stopfte mir schnell noch das restliche Stück Hamburger in den Mund.

„Was ist los, Ms. Denny?“ fragte ich, als wir draußen waren. Sie sah mich wortlos an und wendete dann den Blick ab. Meine Nerven spannten sich plötzlich an. „Shilpa“, sagte sie leise. „Du musst jetzt stark sein.“ Sie wartete einen Moment, um zu sehen, wie ich reagierte. „Deine Schwester ist gestorben.“

Sofort gaben meine Beine nach und ich fiel zu Boden. „Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!“, schrie ich. Ms. Denny versuchte mich zu beruhigen, aber ich war untröstlich. Sie wollte mich hochzuheben, aber ich kroch verzweifelt auf dem Boden umher und strampelte mit den Beinen. Niemand durfte mich berühren. Sie schrie um Hilfe und Ms. Jayanthashree kam angerannt. „Meine Liebe, wir sind bei dir. Wir sind bei dir.“ In Schock und Trauer nahm ich sie kaum wahr.

Kavyas letzte Worte klangen in meinen Ohren. Ich konnte ihre sanfte Stimme, mit der sie mich angefleht hatte, nicht aus meinem Kopf verbannen.

Ich weiß nicht, wie lange ich weinte, aber schließlich folgte ich Ms. Denny und Ms. Jayanthashree zurück in die Haupthalle. Bis dahin hatten meine Schulfreundinnen und -

freunde die Nachricht bereits gehört. Sie umarmten mich fest, doch sie konnten mich nicht trösten.

Noch am selben Abend brachten mich Ms. Jayanthashree und Ms. Denny zurück ins Dorf. Sie versuchten, mich auf der langen Fahrt zu trösten, doch hörte ich sie nicht. Ich schluchzte unaufhörlich und schloss meine Augen, um meine Schwester mit all meinen Erinnerungen zurück ins Leben zu rufen. Unsere Streitereien waren wie weggewischt.

Als Kavya klein war, trug ich sie Huckepack im ganzen Dorf herum, wohin sie zeigte. Dabei hielten wir uns nie daran, bis Sonnenuntergang daheim zu sein. Die Nachbarn betrachteten uns als Nervensägen im Doppelpack, die immer zu jedem Unfug aufgelegt waren. Wir spielten stundenlang im See am Wald, wo wir versuchten, winzige Fische mit bloßen Händen zu fangen. Nachts schliefen wir beieinander und erzählten uns Geschichten. Ihre waren voll mit erfundenen Personen und Wesen, in meinen ging es um das Leben in der entfernten Schule. Ich hatte oft das Gefühl, dass sie mich darum beneidete, dass ich in einer „schicken“ Schule lernen und dort Englisch sprechen durfte. Ich versprach ihr, dass ich sie eines Tages zur Lehrerin ausbilden lassen und ihr eine prächtige Hochzeit ausrichten würde. Jetzt war sie nicht mehr da.

Wenn es im Dorf je ein Mädchen gegeben hatte, das frei war, dann war das Kavya. Nicht weil ihr unsere Eltern die große Freiheit gewährt hätten, sondern weil sie sich diese Freiheit selbst geschaffen hatte. Schon als Kind streifte sie umher wie eine Vagabundin und man wusste nie, ob sie sich mit Freunden oder mit Fremden herumtrieb. Aber sie strahlte so ein absolutes Selbstvertrauen aus und behielt ihre heimlichen Ängste für sich. Ich war immer ein bisschen besorgt um sie und wusste oft nicht, was sie gerade wieder ausheckte. Jedes Mal, wenn ich sie fragte, brach sie in ihr helles, glockenartiges Lachen aus, und ich fühlte mich

dumm. Sie war eine Wildblume, die sich im Wind wiegte – ein Mädchen mit unbändiger Energie und unerklärbaren Träumen.

Nach fast dreistündiger Fahrt kamen wir in meinem Dorf Thattaguppe an. Es liegt im Süden des Bundesstaates Karnataka und ist umgeben von üppig grünen Wäldern, in denen wilde Elefanten umherstreifen. Appa hatte vor kurzem eine Arbeit als Elefantenvertreiber angenommen. Seine Aufgabe bestand darin, das Dorf und die Zuckerrohrfelder vor den Elefanten zu schützen. Das Leben dort ist hart.

Eine Reihe von dunklen Bäumen markierte den Eingang zum Dorf. Als wir ins Dorf einfuhren, erinnerte ich mich an frühere Fahrten nach Hause, als ich voller Vorfreude auf das Wiedersehen mit meiner kleinen Schwester war.

Vor unserem Haus stand eine kleine Gruppe von Menschen - Männer, die sich unterhielten und Frauen, die auf Matten neben meiner Großmutter saßen. Alle schienen wie versteinert, als ich aus dem Auto stieg. Ohne aufzublicken steuerte ich auf das blassgrüne Bett zu, das wir uns als Kinder geteilt hatten. Dort lag Kavya aufgebahrt. Obwohl unerwartete Todesfälle schon immer ein Teil des Dorflebens gewesen waren, hatte ich Angst. Ich hatte zwar schon erlebt, wie meine Freundinnen und Freunde Familienmitglieder durch Mord, Selbstmord und Krankheit verloren hatten. In meiner eigenen Familie war ich jedoch noch nie so unmittelbar mit dem Tod konfrontiert worden.

Ich wusste nicht, was mich erwartete. Als sie so still vor mir lag, wirkte sie friedvoll, als würde sie ruhen. Ihre Gesichtsfarbe war seltsam unnatürlich.

Benommen stand ich da und starrte auf ihr Gesicht. Ihre Haare waren fest zurückgebunden, wodurch ihr Gesicht

voller wirkte. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und streckte meine Hand aus, um ihre Haare zu streicheln. Sie waren zu einem langen Zopf geflochten, der über die eine Schulter drapiert war. Ihre Haare waren lang geworden, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte. Ich dachte daran, wie oft ich mich bei Amma beklagt hatte, weil Kavya glatteres, glänzenderes Haar hatte als ich. Ich musste weinen. Sie sah irgendwie älter aus. Die Totenstille und ihre Jugendlichkeit schienen nicht miteinander vereinbar zu sein.

Appa, der einige Meter entfernt an einem Laternenpfosten lehnte, ging langsam zu Amma hin und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Amma versuchte, ihre Arme um mich zu legen, doch ich schüttelte sie ab. Sie und Kavya waren abgehauen und hatten neun Monate lang vor Appa versteckt gelebt. Kavya war gerade mal vierzehn Jahre alt gewesen und Amma hätte ihr nicht erlauben dürfen, Zeit mit so einem fragwürdigen Mann zu verbringen. Sie hatte die Verantwortung für ihre Tochter und hätte wissen müssen, in welche Gefahren sich Kavya begab. Warum hat Amma sie nicht beschützt?

Ich nahm einen Stuhl und setzte mich neben Großmutter. Sie saß da mit ihrer kleinen gebückten Gestalt, ihr Kopf in tiefem Gebet geneigt. „Großmutter, bitte erzähl mir, was passiert ist“, bat ich sie. Großmutter vermied es, mich anzuschauen. Sie flüsterte: „Deine Mutter sagt, Kavya habe sich umgebracht.“ Ich glaubte ihr nicht. Ich griff nach Großmutters zittriger Hand. „Wie?“ Großmutter hatte den Kopf gesenkt und schaute nach unten. Sie bemühte sich, nicht zu weinen. „Sie hat sich am Dachbalken mit dem Sari deiner Mutter erhängt.“

Mir blieb die Luft weg. Ich hätte nie gedacht, dass sie fähig wäre, sich das Leben zu nehmen. Ich sah sie als lebhaftes Mädchen vor mir, immer zu jedem Spaß aufgelegt. Aber wahrscheinlich kannte ich sie nicht gut genug. Sie hatte mich bis jetzt nie dringend um Hilfe gebeten. Auch als sie

mich am Telefon anflehte, nach Hause zurück zu dürfen, verbarg sie ihr anderes Leben.

Einige in meiner Familie glaubten, dass Kavya ermordet worden war. In den letzten neun Monaten hatte sie die meiste Zeit mit ihrem Freund und einem anderen Mann verbracht. Laut meiner Großmutter hatten diese Männer sie dazu gebracht, in „Hinterhof-Filmen“ mitzuspielen. Ich hielt mir die Ohren zu, um nicht noch mehr zu hören. Großmutter war es peinlich. Sie schaute sich um, ob sonst noch jemand sie gehört hatte.

Die ganze Zeit war Appa in einigem Abstand von den anderen alleine dagestanden. Er war völlig in Gedanken versunken. Ich wandte mich ihm zu. Er hatte immer noch kein Wort zu mir gesagt. Schweigen war seine Art, Verantwortung zu übernehmen. Er hatte Kavya vertrieben, sie eine Hure genannt und geschlagen. Niemand machte ihm jedoch Vorwürfe, dass er mit einer aufmüpfigen Tochter streng gewesen war. Es war in unserem Dorf undenkbar, dass ein Mädchen sich vor ihrer Hochzeit mit einem Mann einließ.

Amma weinte. Keiner tröstete sie. Die Leute munkelten, sie behalte die Wahrheit für sich. Sie beschuldigten sie, nicht besser auf meine Schwester aufgepasst zu haben. Amma sagte uns auch jetzt nicht alles, was sie wusste. Sie war heute Morgen in einer Motorrikscha eingetroffen, mit Kavyas Körper in ihren Armen. Vom Zustand der Leiche her zu urteilen, war klar, dass Kavya mindestens ein oder zwei Tage zuvor gestorben war.

Die Stille wurde jäh unterbrochen durch einen schrillen Schrei. „Was hat sie dem Mädchen alles erlaubt?“ Es war die ältere Schwester meines Vaters, Tante Teresa, die so schrie und auf meine Mutter zeigte. „Sie ist noch nie eine anständige Mutter gewesen. Sie ...“

„Halt die Klappe!“ fauchte meine Mutter wütend zurück. Ich war schockiert, die unbändige Scham und Wut in ihren Augen zu sehen.

Onkel Philip, Appas jüngerer Bruder, mischte sich ein. „Vielleicht war sie schwanger.“ Er schaute zu den anderen, in der Hoffnung, dass sie ihm beipflichten würden.

Großmutter wies dies entschieden zurück. Sie ging rüber zu Kavya und senkte dabei nicht den Kopf vor Scham, wie ich erwartet hätte. Sie legte ihre Handfläche auf Kavyas Bauch. Dann drehte sie sich um und erklärte wutentbrannt: „Sie war nicht schwanger. Hört auf mit euren Lügen.“

Der Damm war gebrochen, und der Ärger kochte von allen Seiten über. „Du hast sie umgebracht! Du hast sie umgebracht!“ schrie Tante Rani, Ammas jüngere Schwester, und ihr Körper bebte vor Wut. „Sie wurde von den Männern, mit denen sie zusammen war, ermordet. Und du, du tust nur so, als wüsstest du nicht, was wirklich geschehen ist.“ Sie rannte auf Amma zu und wollte mit einer meiner Sandalen, die an der Tür lagen, auf sie einschlagen. Großmutter sprang mit einem Satz dazwischen und bekam von Tante Rani noch einen Schlag auf die Schulter ab.

Onkel Philip brüllte mit erhobenem Zeigefinger meine Mutter an: „Shilpa wird die nächste sein. Wer weiß, was diese Kriminellen noch vorhaben.“ Diese Bemerkung jagte mir große Angst ein, da ich nicht wusste, ob mich meine Familie vor weiteren Übergriffen schützen würde.

Eine weitere Sache hatten wir im Streit vergessen. Wir mussten Kavya unter die Erde bringen. Es war schon fast Morgen und sie war bereits mindestens zwei Tage tot. Der Geruch, der von ihrem Körper ausging, wurde langsam unerträglich.

Viele Nachbarn waren dagegen, dass Kavya auf dem Dorffriedhof beigesetzt würde. Zu groß war die Schande, die die Umstände ihres Todes umgab. Der Priester erinnerte sie jedoch daran, dass es ihnen nicht zustünde, über ein junges Mädchen zu urteilen. Als sie nicht lockerließen, gab er nach und ordnete an, dass Kavya in einem kleinen abgetrennten Bereich des Friedhofes beerdigt werden sollte. Dieser war Menschen mit unehrenhaftem Ende vorbehalten – also bei Selbstmord oder Mord. Meine kleine Schwester, die völlig unwissend und unschuldig gegenüber den Machenschaften dieser Welt war, wurde im Tod wie auch im Leben einfach entsorgt.

Erinnerungen an unsere Kindheit strömten auf mich ein. Dinge, die jahrelang in meinem Bewusstsein verschüttet waren, tauchten plötzlich wieder auf. Wenn Kavya glücklich und zum Spielen aufgelegt war, hörten wir nie auf zu lachen, zu lärmern und herumzutoben. Unsere gegenseitige Zuneigung war immens, auch wenn wir uns stritten. Nichts, auch nicht der Tod, konnte das wegnehmen, was Kavya und mir gehörte und ich würde es für immer wie einen Schatz hüten.

Ich setzte mich an den Straßengraben und betrachtete abwesend ein zusammengeknülltes Bonbonpapier in einer schmutzigen Pfütze. Alles was ich sah, war Kavya. Ich wollte, dass meine Schwester wieder zu dem kleinen Mädchen würde, das sie einmal war, diejenige, die ständig herumgetragen werden wollte. Ich wollte sie noch ein einziges Mal tragen. Anders als ich, hatte sie sich nie viel aus gutem Essen, aus einer komfortablen Matratze zum Schlafen oder aus Reisen gemacht. Ich sehnte mich nach den Gesprächen, die wir nie mehr führen konnten, das gemeinsame Lachen, das wir nie mehr teilen konnten, die Orte, die wir nie mehr zusammen besuchen konnten, und nach all den glücklichen Momenten, die ich nie mehr mit ihr

verbringen konnte. Ich betete zu Gott mit der ganzen Inbrunst, die ich aufbringen konnte, und wünschte mir, dass ich mich in den Himmel katapultieren könnte, um eine zweite Chance zum Abschiednehmen zu bekommen.

Wie konnte es sein, dass sich die Leben zweier Töchter desselben Elefantenvertreibers so unterschiedlich entwickelten? Die einzige Erklärung, die ich mir gab, gründete im Glauben meiner Familie: Kavya war ihrem Karma begegnet und aus einem unbekannten Grund war ich vom Unglück, das meine Schwester ereilte, verschont geblieben.

Meine Füße wurden taub. Ich wollte aufstehen, aber meine Beine gaben nach. Ich setzte mich wieder und streckte die Beine aus, aber mein Körper war steif vor Angst.

Es schien mir seltsam, dass ich bis dahin überlebt hatte. Die Zeichen standen doch gegen mich, aber ich lebte bislang auf der Sonnenseite. Nichts hatte ich getan, wodurch ich das verdient hätte. Ich konnte nicht erklären, warum das Schicksal mich in eine andere Richtung geführt hatte.

Alles begann eines Tages, als ich vier Jahre alt war und ein blauer Jeep in meinem Dorf auftauchte.

2. Der blaue Jeep

Amma konnte es jahrelang nicht verwinden. Ohne mich als Teil ihres täglichen Lebens war alles für sie schmerzhaft – die Stille, die sich wie Staub über unsere kleine Hütte gelegt hatte; der Stahlkoffer, in dem meine verblichenen, von Großmutter mit großer Sorgfalt aus alten Saris genähten Klamotten aufbewahrt wurden; mein zweijähriger Bruder Francis, der überall nach mir suchte und überzeugt war, dass ich bei unserem gemeinsamen Versteckspiel verschwunden war; und vor allem der leere Platz auf dem Boden, wo ich zwischen meinen Eltern geschlafen hatte. Diese Erinnerungen hatten sie zu einer mürrischen, verbitterten Frau gemacht und sie völlig ihrer sonst üblichen Energie und Tatkraft beraubt. Mitten in einer Mahlzeit schob sie ihr Essen weg und behauptete, sie habe keinen Hunger, oder sie saß in Gedanken versunken an der Kochstelle in der Küche und ließ den Reis verkochen, so dass er hinterher nur noch eine klebrige Masse war.

„Bringt mir Shilpa zurück oder ich bring mich um“, klagte sie bis spät in die Nacht und ließ sich von meinem Vater nicht trösten. Sie ließ sich auch nicht von den Schlägen beeindrucken, die er ihr androhte, sollte sie sich nicht zusammenreißen.

So manches Mal lief er zu Großmutters Haus und bat sie zu kommen, um Amma wieder zur Vernunft zu bringen. „Sie tut, als wäre ihre Tochter gestorben. Ich kann einfach nicht mehr mit ihr umgehen“, beklagte er sich und seufzte hilflos.

Großmutter versuchte, Amma zu trösten, obwohl sie beide Appa dafür hassten, was er mir angetan hatte. Sie klammerten sich an die Hoffnung, irgendwie würde ich für immer wieder nach Hause zurückkehren. Was sich zwischen den beiden Frauen abspielte in den Monaten nach meinem

Weggang und wie die ganze Familie auf meine Abwesenheit reagierte, wurde mir erst Jahre später erzählt, als ich alt genug war, es zu verstehen. Die Ankunft des blauen Jeeps an jenem schicksalhaften Morgen hat für meine Familie und mich alles verändert. Unser Leben wurde aufgewühlt, und als sich der Sturm der Aufregung wieder gelegt hatte, war nichts mehr wie es einmal war.

Niemand war schuld daran, was an jenem Tag passierte. Schließlich war es schwer, gegen die Vorstellungen der Familie zu handeln. In diesem Teil der Welt glaubt man, dass Vidhiy-Amma, oder die „Mutter des Schicksals“, die Zukunft eines jeden Kindes bei seiner Geburt auf die Stirn schreibt. Auf Kannada sagen wir: *haneli barediddu* - „was auf der Stirn geschrieben steht“. Meine Zukunft war festgelegt und es wurde von mir erwartet, dass ich meine Rolle als Frau zu erfüllen hatte.

Meine Gedanken richten sich auf den Tag meiner Geburt und ich trete ein in das winzige Zimmer, in dem ich geboren wurde. Ich recke den Hals, um einen Blick auf das Baby zu erhaschen. Ich entdecke das Neugeborene auf dem Schoß der Hebamme in der schlecht beleuchteten Hütte meiner Großmutter. Der Weg, den mein Leben seit damals genommen hat – gewunden und verzweigt – scheint gänzlich unbegründet.

Wenn ich nun aus dem Fenster schaue, sehe ich eine andere Welt. Ich verbringe meine Tage in einem Internat, das Shanti Bhavan, oder Oase des Friedens genannt wird, wo Kinder aus Familien, die sich nicht einmal eine ordentliche Mahlzeit am Tag leisten können, gut betreut werden und eine erstklassige Bildung erfahren. Das Internat beherbergt auch Waisen, die sonst dem Menschenhandel ausgesetzt gewesen wären, und Kinder von Bauarbeitern und Lumpensammlern. Ich, Shilpa Anthony Raj, die Tochter eines Elefantenvertreibers und einer Haushaltshilfe, war eine

dieser wenigen Privilegierten – Kinder aus armen Verhältnissen, die in einer Welt aufwachsen, die für diejenigen, die sie zurücklassen, kaum zu begreifen ist.

Heute hier zu sein, scheint unwirklich. Es gibt keine überzeugende Erklärung dafür. Wenn mein Glück im Leben die Belohnung dafür ist, was meine Eltern und Großeltern und deren Eltern und Großeltern durchlebt und durchlitten haben, warum hat es so lange gedauert? Und warum ich?

Es war der 2. November 1997 – Allerseelen. Die Dorfbewohner waren früh aufgestanden, um Wasser vom See zu holen und um Holz zum Kochen und Baden zu sammeln. Schmutzige Kinder, die normalerweise auf den schmalen, schmutzigen Straßen mit Murmeln spielten, sah man keine. Männer, die sonst nach Schweiß und Alkohol rochen, und Dienstjungen, die meistens nach Kuhmist stanken, hatten sich sauber geschrubbt. Die Frauen hatten ihre schwer zu bändigenden Haare in lange schwarze Zöpfe geflochten und mit weißen Jasmin-Blüten geschmückt. Selbst die Ärmsten hatten sich fein herausgeputzt und sahen zu Ehren ihrer Vorfahren sehr respektabel aus. An diesem Tag, ein schicksalhafter für mich, wurde die Eintönigkeit des Alltags durch die festliche Stimmung des Gottesdienstes unterbrochen. Es spielte keine Rolle, ob das Ganze für die Toten oder für die Lebenden war.

Alle hatten sich auf dem Friedhof der Kirche versammelt, ein langes, schmales Stück Land, begrenzt durch Wildsträucher am Eingang zum Dorf. Es sah eher aus wie ein ungepflegtes Feld als ein Ort, an dem die Toten zur letzten Ruhe gebettet wurden. Kerzen und Räucherstäbchen brannten am Kopfende der mit Wildgräsern und Unkraut bedeckten Grabhügel. Frische Blumen waren auf die Erdgräber als Opfergaben für die Toten gelegt worden.

Aus Wertschätzung waren auch einige Gowdas, Vertreter der wohlhabenden Landbesitzer in dieser Gegend, gekommen, um mit allen anderen auf dem Friedhof zu beten. Sie trugen neue *Lungis* aus Baumwolle – das traditionelle Kleidungsstück, das um die Taille gebunden wird – und gestreifte Hemden sowie funkelnde Goldringe und -ketten als Zeichen ihres höheren sozialen Standes.

Die wenigen Grundbesitzer im Dorf gehörten zu den höheren Kasten. Ihnen gehörte der Großteil des kultivierbaren Landes und sie beschäftigten Menschen aus den niedrigeren Kasten als Arbeiter auf ihren Bauernhöfen und als Dienstpersonal in ihren Häusern. Dies galt allgemein als die natürliche Ordnung der Dinge. Aber an diesem Tag standen sie und ihre wunderschön gekleideten Frauen und Kinder vorne in der Menge, in einem angemessenen Abstand von den aufgeregten Kulis – ungelernte Arbeiter, die nur bei Bedarf als billige Tagelöhner eingesetzt werden –, die mit ihnen zusammen am Gottesdienst teilnahmen. Alle standen da, zumindest dem Anschein nach, als Gleichberechtigte vor Gott.

Der Priester trug einen weißen Umhang mit feinen eingewebten Goldverzierungen. Er führte die Kuhhirten, die Kulis und die Brauer illegaler Spirituosen an mit Rufen von „Lobet den Herren“ und „Gegrüßet seist du, Maria“ und einem Lied für die Toten. Alle, außer den Grundbesitzern, die ihren privilegierten Status durch Schweigen zum Ausdruck brachten, stimmten ein in dieses temperamentvolle Ritual der Gottesanbetung.

Plötzlich wurde die andächtige Stimmung durch das laute Brummen eines Motors gestört. Ziegenherden am staubigen Straßenrand blökten in Panik, als sie das Fahrzeug auf sich zukommen sahen. Der Ziegenhirt schwang aufgeregt seinen Stab in der Luft, tierische Laute ausstoßend, um die Herde auf eine Seite zu treiben. Die Ziegen flohen von der

steinigen Straße, als ein blauer Jeep an ihnen vorbei raste und vor dem Friedhofstor geräuschvoll zum Stillstand kam.

Der Jeep sah genauso aus wie die Fahrzeuge der örtlichen Polizei, die bei Razzien nach illegalen Spirituosen zum Einsatz kamen. Es war ein bekannter Anblick, dass Kolonnen von Polizeifahrzeugen auf das Dorf zufuhren, wie eine Armee von Eroberern, ständig hupend, um Rinder von der schmalen, namenlosen Straße zu treiben. Vor den Hütten der Armen hielten sie an. Häufig an schläfrigen Nachmittagen, als die Frauen Reis verlasen oder ihren Kindern in den vom Dachbalken abgehängten Wiegen aus Saris Schlaflieder sangen, tauchte die Polizei ohne Vorwarnung auf. Niemand konnte je voraussagen, wann sie kamen, um dann wie Hunde die Spirituosen zu erschnüffeln. War dies einer jener Überraschungsbesuche?

„Bitte, *Anna*, ich könnte doch deine Schwester sein. Ich schwöre beim Leben meines Sohnes, dass es nicht wieder vorkommen wird“, weinten verzweifelte Mütter, als die Fässer mit Spirituosen unter den weichen Lehmböden der Hütten gefunden wurden. Die Polizisten überhäuften sie mit Flüchen und zogen wieder ab, mit der Drohung, sie kämen zurück, um die Ehemänner zu holen.

Wenn ein Mann von der Polizei abgeführt wurde, sah man ihn einen Monat lang nicht. Erst als er zurück kam, erfuhr das Dorf, was mit ihm passiert war. Er pflegte dann dringend an seine Nachbarn zu appellieren: „Wenn Ihr nicht aufhört *Sarayam* zu brauen, werdet ihr eure Nächte in einer kalten Zelle verbringen. Warm wird es euch erst von den Peitschenhieben, die Ihr bekommt.“

Seine Warnung würde nur für den Augenblick beeindrucken, bald aber wieder in Vergessenheit geraten. Nur die Herstellung von Alkohol sicherte das Überleben. In kürzester Zeit verschwanden die Männer wieder im Wald, um Rinde

vom *Chakkibaum* zu kratzen und sie mit *Jaggery* in Blechkanistern zur Fermentierung anzusetzen. Dies war die lokale Herstellungsmethode von Sarayam, ein ländliches Alkoholgebräu. Zwischen Lieferanten und Käufern wurden mündliche Verträge geschlossen. Das Leben war ein Geschäft und Risiken gehörten zum Leben.

Besonders die Familien, deren Lebensunterhalt von der durchsichtigen Flüssigkeit abhing, beunruhigte die Ankunft des Jeeps an jenem Morgen. Ängstliches Gezappel beherrschte die Menge. Man vergaß die Gebete, die Toten zogen sich zurück in die Gräber und die konzentrierte Andächtigkeit wich von den Gesichtern. Es herrschte allgemeine Panik. Appa hatte Angst, die Polizei suche gezielt nach ihm. Wie viele andere auch, destillierte er illegal Sarayam zum Unterhalt der Familie und lebte in ständiger Angst, erwischt zu werden. Zweifelsohne war Thattaguppe ein Ort, wo Mondlicht und Gott nebeneinander saßen.

Es war auch der Ort, an dem mein Leben begann.

Vor über einem Jahrhundert war Thattaguppe ein dünn besiedeltes Stück Wald. Riesige Felsenhügel erhoben sich ringsum wie eine Mauer. Keine Straße hatte je seine Erde durchfurcht und nur wenige wussten überhaupt von der Siedlung. Mit der Zeit fanden die weit verstreuten Bewohner hier einen Ort, sicher vor Eindringlingen. Sie hatten ein mageres Auskommen und fanden Zuflucht in ihrem Glauben, dem Hinduismus. Ausgebleichte Bilder von Lord Krishna und anderen Göttern hingen an den Lehmwänden ihrer Häuser, schlecht und recht mit Nägeln befestigt. Zur Anbetung der zahlreichen Götter, die in ihrer Religion herrschten, bauten sie einen steinernen Tempel mit einfach gemeißelten Ornamenten.

Im Jahr 1896 brach in Indien die Pest aus und tötete hunderttausende von Menschen. Auch Thattaguppe blieb

nicht verschont. Die Menschen flehten zu ihren Göttern, aber das Sterben hörte nicht auf. In ihrer Trauer verließen sie den Dschungel und zogen weg in eine Gegend, von der sie hofften, sie möge ihnen gnädiger gesinnt sein. Zurück blieben die zerfallenden Hütten, die verwesenden Kadaver der Rinder und der steinerne Tempel. Alles wurde von Unkraut überwuchert und die Ratten hielten Einzug. Im Dorf sollten auf Jahre hinaus keine Räucherstäbchen mehr brennen.

Nicht lange danach trafen drei französische Missionare in dieser Gegend ein, um Menschen zum Christentum zu bekehren. Sie suchten die abgelegenen Dörfer im ländlichen Südindien. Ihre Botschaft richtete sich an die Seelen der Armen – der Bettler, Kulis und Dienstboten. Einer der Priester, Pater Philip Sigeon, ging in das kleine Dorf Somnahalli, das damals noch an den wilden Dschungel von Thattaguppe angrenzte. Keiner verstand sein Französisch und er beherrschte ihr Kannada nicht. Den Bewohnern war er ein völliger Fremder, während sie für ihn unzivilisierte Menschen waren, dunkel wie die Humuserde, die sie aus dem See holten, um die Wände ihrer Hütten zu bauen.

Trotz der kulturellen Unterschiede und nach mehreren Fehlstarts, lernte Pater Sigeon, mit den Dorfbewohnern zu kommunizieren. Mit der Zeit gewann er ihre Freundschaft und begann, langsam mit ihrer Hilfe den Dschungel von Thattaguppe zu roden. Allmählich wurde ein kleiner Teil der Dschungelbäume gefällt, um für die Zivilisation Platz zu machen. Und als die Botschaft des Paters mit der Zeit Fuß fasste, wurde eine gemauerte Kirche errichtet. Auf das einst verlassene Land wurden neue Hütten gebaut, während aus anderen Dörfern Leute mit ihren Habseligkeiten auf Ochsenkarren eintrafen. Stück für Stück kehrte wieder Leben ein.

Die Dorfbewohner, die am äußersten Ende des leicht abfallenden Geländes wohnten, waren dem See am nächsten. Dort lag das Ackerland, reich an *Jamuns* und Kokosnüssen, die keinen anderen rechtmäßigen Eigentümer hatten als den lieben Gott. Die Bauern, die *Ragi*, Weizen, Reis und Zuckerrohr anbauten, waren während der Trockenzeit abhängig vom Wasser des Sees. In großen Tongefäßen schleppten sie das Wasser für ihre kleinen Höfe, bis sie schließlich neue Betonkanäle bauten, die das Leben leichter machten. Mit den Monsunregen brachte der segensreiche See auch viel Leid, überschwemmte die *Ragi*- und Reisfelder, zerstörte die Ernte der Hauptnahrungsmittel und damit ihr Einkommen.

Durch die gut gedeihende Vegetation kamen allmählich Rinderzüchter, die dieses Niemandsland als ihr eigenes übernahmen. Die Rinder waren zufrieden mit dem Futter und dem Wasser, das ihnen zur Verfügung stand. Das reichliche Fischvorkommen des Sees lockte Fischer an, die sich bei den Rinderzüchtern niederließen. Ohne den See hätte es in Thattaguppe kein Leben gegeben. Alkoholbrauer, Bauern, Rinderzüchter und Fischer ließen sich in natürlicher Folge nieder, um dort ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Keiner außerhalb des Dorfes scherte sich um die Einwohner von Thattaguppe und deren abgeschottetes Leben in einem vergessenen Winkel dieser Welt. Armut hatte sie bescheiden gemacht; sie waren sorau wie die Mittagssonne und so wild wie das Mutterkraut, das überall in den Feldern wuchs.

Die Vorfahren meiner Familie hatten ihren Anteil an der Rückeroberung des Landes und weihten es einem christlichen Gott. Aber obwohl wir aus einer christlichen Familie sind, gehörten wir einst einer niedrigen Hindu-Kaste an – ein Teil der Sozialordnung, die seit über tausend Jahren in Indien existiert. Ich erfuhr von meiner Mutter, dass mein Urgroßvater mütterlicherseits im Rang unterhalb eines

Shudras stand. Das ist die niedrigste Position im Kastensystem, das die indische Gesellschaft immer noch spaltet. Angeblich habe ich diesen Status eines Dalits oder Unberührbaren geerbt – weit unterhalb der Priester-, Krieger-, Kaufmanns- und Arbeiterkasten. Im Laufe der Zeit bekam das Kastensystem einen religiösen Charakter durch den Glauben, dass es Gott ist, der den Menschen ihre Rollen zuteilt, so wie sie es verdienen. Mein Urgroßvater bestritt seinen Lebensunterhalt mit niederen Tätigkeiten. Er enthäutete Tiere, stellte Lederschuhe her und begrub Kadaver – Tätigkeiten, die von höheren Kasten verachtet wurden. Ich hörte das erste Mal vom Kastensystem im Geschichtsunterricht in der Schule und erfuhr, dass meine Familie offiziell zu den „Scheduled Castes“ und den „Scheduled Tribes“ gehört – Kasten und Stammesvölker, die in Indien als gefährdet gelten und besonders geschützt und gefördert werden. Sie machen über 25 Prozent der indischen Bevölkerung aus. Ohne Bildung oder die Chance, sich neue Kenntnisse und Fähigkeiten anzueignen, würden zig-Millionen von Menschen dort bleiben, wo sie immer gewesen waren – in Armut.

Die Gutsbesitzer bemühten sich sehr, jede Form von körperlichem Kontakt mit jenen *Unter-Menschen* zu vermeiden, die für sie arbeiteten und die in ärmlichen, beengten Hütten mit Dächern aus Palmblättern lebten. Mein Urgroßvater hat verstanden, dass der einzige Weg, dieser furchtbaren, ungerechten Sozialstruktur zu entkommen, die Bekehrung zum Christentum war, und so die vorherrschenden Traditionen und Glaubensvorstellungen außer Kraft zu setzen. Obwohl seine Weisheit mich vor einem Leben völliger Würdelosigkeit bewahrte, war ich von Anfang an zweifach unerwünscht, da ich nicht nur arm, sondern auch noch weiblich war.

Von frühester Kindheit an bestanden meine Eltern darauf, dass meine Geschwister und ich jeden Abend beteten. Großmutter rief uns oft abends zusammen und wir versammelten uns vor den gerahmten Heiligenbildern und zündeten Kerzen an, wenn meine Onkel früh von der Arbeit nach Hause kamen. Jesus war jedoch nicht der einzige Gott, den die Dorfbewohner anbeteten. Sie verehrten weiterhin die Feuerstelle, an der gekocht wurde, den Vollmond und die Geister ihrer Vorfahren. Und die göttlichen und menschliche Ideale der Brüderlichkeit schienen mit dem täglichen Leben im Dorf nichts zu tun zu haben.

Noch lange nachdem Pater Sigeon die Grabruhe gefunden hatte, lebte die aus Stein gemauerte Kirche als Zeugnis des neuen Glaubens weiter. Wenn ihre Glocken läuteten, waren die Gläubigen aufgerufen, sich nachmittags zu bekreuzigen und abends den Rosenkranz zu beten. An diesem Tag jedoch, als sich das ganze Dorf zum Gebet für die Seelen der Verstorbenen versammelt hatte, wurde die Aufmerksamkeit schnell auf das blaue Fahrzeug gelenkt, das vor dem kleinen Tor des Friedhofs geparkt hatte.

Die Erinnerungen an diesen Morgen haben sich in mein Gedächtnis eingebrannt und erscheinen wie Tintenkleckse auf blütenweißem Papier. Teile der Ereignisse jenes Tages, an die ich mich nicht genau erinnern konnte, wurden mir so oft von meinen Eltern erzählt, dass sie so real wurden, wie die Spinnweben in unserem Haus.

Niemand hatte den Jeep vergessen. Schwester Stella, die ältere Nonne des Dona Paula Konvents, steuerte auf das Tor zu, um herauszufinden, wer die Eindringlinge waren. Eine Frau mit kurzem Haarschnitt und mit einem bunten Sari bekleidet stieg aus dem Jeep aus, um die Nonne zu begrüßen. Schwester Stella hielt sich die Hand vors Gesicht, damit sie von der prallen Sonne nicht geblendet wurde. Sie wechselte ein paar Worte mit den Fremden im Jeep und